

Dante in der Hölle

Buch-Vernissage. In der Hölle schmort bekanntlich der Abschaum der Menschheit. Weniger bekannt ist, dass zum Abschaum der ein oder andere Papst gerechnet wird, zumindest laut Dante Alighieri, und immerhin gilt der italienische Dichter seit 700 Jahren als Autorität in Sachen Inferno. Auf unserem Bild, das der englische Künstler-Poet William Blake nach Dantes «Divina Commedia» entworfen hat, ragen die Füsse von Papst Nikolaus III. aus einem feurigen Taufbecken. Sie schmoren wie der Rest der Seele, kopfüber, fürchterlich. Nikolaus war einer jener Kleriker, die Ämter gegen Geld verschacherten. Dante war das zuwider, dennoch wirkt er verängstigt, sein Dichter-Patron Vergil schleppt ihn im Hintergrund aus der Gefahrenzone. William Blake (1757–1827) ist Ende sechzig, krank und knapp bei Kasse, als er mit Zeichnungen zur «Göttlichen Komödie» beginnt. Das Establishment seiner Zeit hat ihn öfters belächelt als bewundert, vor allem seiner mystischen Verschrobenheit wegen. Gleichwohl hat er Künstlerfreunde: John Linnell, gefeierter Landschaftsmaler, schantzt Blake Jobs zu, damit er in Brot und Arbeit bleibt. 1824 kommt Blake so zum Dante-Auftrag. Er hängt sich rein, lernt Italienisch, zeichnet und koloriert Blatt um Blatt, meist vom Bett aus, wie der Wiener Kunsthistoriker Sebastian Schütze bemerkt. Auf Besucher wirkt Blake wie «ein sterbender Michelangelo». Den Kraftakt der Serie wird er nicht vollenden. Er stirbt 1827.

Co-Herausgeberin des prachvollen Bildbandes über Blake und Dante ist die Basler Romanistik-Professorin Maria Antonietta Terzoli. Daher findet am Freitag, 28. November, 18.15 Uhr, eine Buch-Vernissage im Stadthaus Basel statt. Sr Foto © Tate Collection, London

William Blake: «Die Zeichnungen zu Dantes Göttlicher Komödie». Hrsg. von Sebastian Schütze und Maria Antonietta Terzoli. Taschen Verlag, Köln 2014. 324 S., ca. Fr. 150.–



Was Autoren lesen

Lügen aller Art

Von Joy Fielding



«Big Little Lies» der Australierin Liane Moriarty («Die Wahrheit eines Augenblicks») ist ein grosses Buch voll von interessanten Menschen (vor allem Frauen), die einem vertraut vorkommen. Es geht um Lügen (grosse, kleine, und die kleinen, die zu grossen werden), die wir uns selber und anderen erzählen, um durchs Leben zu kommen. Die Geschichte dreht sich um eine Gruppe Frauen, manche alte Freundinnen, andere noch nicht, die miteinander Kontakt haben, weil ihre Kinder einen privaten Kindergarten besuchen. Am ersten Schultag wird eine der Kleinen von einem Gleichaltrigen attackiert und sie zeigt auf einen Buben, der neu in der Schule und neu in der Stadt ist. Die Mütter – und später die Väter – beginnen ihre Positionen zu beziehen, und bald schon, angetrieben durch die anhaltenden persönlichen Probleme der Frauen und ihre teils gereizten Beziehungen untereinander, läuft das Ganze aus dem Ruder. Geheimnisse werden offenbart – kleine wie grosse. Mir haben die Dialoge sehr gefallen. Das Buch ist clever, real und oft musste ich laut lachen. Die Geschichte wird aus verschiedenen Perspektiven erzählt, manche sind besser gegliedert als andere, aber alle sind sie unterhaltend. Moriarty übertreibt es ein wenig mit den dunklen Andeutungen, dass etwas Schreckliches passieren wird, und dessen Auflösung ist dann etwas zu geschmeidig. Aber es hat mich gefesselt und ich bedauerte es, als ich damit fertig war. Und das ist die volle Wahrheit.

Liane Moriarty: «Big Little Lies», Penguin 2014, 460 S., ca. 31 Franken.

Das aktuelle Buch: Joy Fielding: «Sag, dass Du mich liebst», Goldmann 2014, 447 S., ca. 28 Franken.

In der Jugend sind wir alle Dichter

Schnitzlers «Später Ruhm» – weder Meisterwerk noch Entdeckung, aber gut

Von Benedict Neff

Als Arthur Schnitzlers Novelle «Später Ruhm» dieses Jahr veröffentlicht wurde, fragten die Kritiker als Erstes, ob das Buch denn auch die späte Sensation, die «sensationelle Entdeckung», ist, die der Verlag marktschreierisch anpreist. Tatsächlich liest sich die Ankündigung fast so, als sei ein Verlagsangestellter bei einem Flohmarktbesuch am Wiener Naschmarkt über ein verschollenes Manuskript gestolpert.

Die Präsidentin der Arthur-Schnitzler-Gesellschaft, Konstanze Fliedl, erstickte eine allfällige Begeisterung im Keim: Spätestens seit 1969, der Veröffentlichung von Schnitzlers Nachlassregister, habe die Forschung Kenntnis von dem Text, sagte die Wiener Germanistin der *Tiroler Tageszeitung*. «Ein Meisterwerk» sei «später Ruhm» keinesfalls, vielmehr handle es sich um eine «Versuchskonstellation».

«Nicht übel gelungen»

Was meinte Arthur Schnitzler (1862–1931) selbst zur Novelle, die er noch als junger Mann zwischen 1894 und 1895 geschrieben hatte? «Nicht übel gelungen», vermerkte er erst in seinem Tagebuch, um sie ein Jahr später mit «höflichstem Missfall» zu verwerfen.

Damit wären wir am Ground Zero angelangt: Wieso soll man dieses unfertige Schnitzler-Ding überhaupt lesen? Vielleicht, weil es der Versuch einer künstlerischen Selbstvergewisserung eines grossen Autors ist, die doppelt, ja dreifach scheitert und trotzdem unterhaltsam ist.

Eduard Saxberger, Schnitzlers Held, ist ein gealterter, wenig origineller Beamter. Der Single führt ein unaufgeregtes Leben: Am Tag ist er auf dem Amt, am Abend pflegt er billige Romane zu lesen oder mit anderen Kleinbürgern im Caféhaus zu rasonieren und den Billardspielern Ratschläge zu erteilen, um

die ihn niemand gebeten hatte. Als junger Mann aber wollte er Dichter werden. Unter dem Titel «Wanderungen» hat Saxberger auch einen Band veröffentlicht. Das war 1853. Er fand kaum Beachtung. All dies ist so lange verschüttete Vergangenheit, bis ein junger Mann in ihm den Dichter von einst erkennt und ihn in den literarischen Verein «Begeisterung» einlädt.

Die Arroganz der Jungen

Der Zirkel trifft sich regelmässig in einem alten Caféhaus. Hier beklagen die jungen Schwadronneure laut den «Undank» und die «Ungerechtigkeit der Menge», die sie als Avantgarde-Künstler verkennt. «Talentlos», sagt einer, «nennen wir im Allgemeinen diejenigen, welche an einem anderen Tische sitzen als wir.» Mit den eitlen Dichtern dürfte Schnitzler auch eine Persiflage auf sich selbst und die Vertreter der Wiener Moderne im Sinn gehabt haben, die sich regelmässig im Café Griensteidl trafen: Darunter Peter Altenberg, Hermann Bahr, Hugo von Hofmannsthal, Felix Salten, Stefan Zweig – anfänglich auch Karl Kraus.

Saxberger, der Dichter der «Wanderungen», bestricken sie mit ihrer Bewunderung. Endlich wird ihm die Aufmerksamkeit zuteil, die er sein Leben lang entbehren musste.

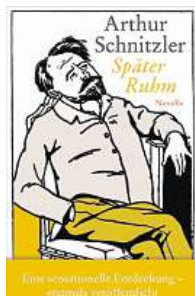
Schliesslich wollen ihn die Jungen für eine Lesung gewinnen, an der «dre greise Dichter» sein Comeback feiern soll. Als sich Saxberger – wie früher – am Donaukanal in Stimmung bringen will, gewärtigt er, dass es für ihn kein Zurück zur Dichtung gibt: Wo sich einst Natur vor ihm ausbreitete, verstellen Fabrikschlote die Sicht, stören pfeifende Lokomotiven ein lyrisches Empfinden. Für die Industrialisierung hat der Dilettant keine Worte.

Die Lesung wird für Saxberger zur Schmach. «Armer Teufel», tönt es unbekannterweise aus dem Publikum. Ein

hingeworfenes Wort, dessen Widerhall in Saxbergers Schädel die Dichter-Schmäre endgültig und ganz zerstört.

Schnitzler schrieb sein Buch zu einem Zeitpunkt, zu dem er seiner künstlerischen Gnade noch nicht sicher sein konnte: Wer weiss, und er würde 30 Jahre später eine Art Saxberger sein. «Wenn ich nur so sehr Künstler wäre, als ich Künstlernatur bin (...) meine Zukunft wird sein: ein mittelmässiger Arzt zu werden», schrieb er als 18-Jähriger. In der Jugend, und dies klingt in «Später Ruhm» deutlich an, sind alle Dichter, und keiner weiss, ob seine Ergüsse lediglich Anflug jugendlicher Sentimentalität sind oder ein ausserordentliches Talent ankündigen.

Schnitzlers Selbstvergewisserung war mit «Später Ruhm» im Mittelmass gescheitert. Die Novelle liest sich damit auch als eine Absage an den Geniekult. Höchstens in Spuren liest man, was den Schriftsteller später auszeichnet: die naturalistischen Dialoge, die psychologische Tiefe der Figuren, in denen sich die (Ver-)Stimmungen des Wiener Fin de Siècle spiegelten. Sodass Sigmund Freud voll Anerkennung schrieb: Schnitzler wisse durch «Intuition» alles, was er in mühsamer Arbeit an seinen Patienten erst erfahren hatte. So liest man also «Später Ruhm» und will wieder Schnitzler lesen, weil es, noch vag und ungenau, den reiferen Schnitzler ankündigt: den «Leutnant Gustl», den «Weg ins Freie», die «Traumnovelle», «Reigen».



Arthur Schnitzler: «Später Ruhm», Zsolnay Verlag, Wien, 160 S., ca. 27 Franken.

«Blödi Momänt»

Der Mundartdichter Ernst Burren legt neue Texte vor

Von Peter Burri

Wenn es einen gibt in der Schweiz, der Volkes Stimme aufnimmt und zu hintergründiger Literatur verdichtet, dann ist es Ernst Burren, der vergangenen Donnerstag seinen 70. Geburtstag feierte. Seit Jahrzehnten publiziert er unermüdet und ausschliesslich Texte in Solothurner Mundart. In einer melodischen Sprache mit eigenem Rhythmus, über die man – nicht nur, wenn man einen andern Dialekt spricht – immer wieder mal stolpert. Burren schreibt konsequent in Kleinschrift und verzichtet auf Satzzeichen, doch verwendet er den Zeilenfall des Gedichts, was beim Lesen hilft.

Der frühere Primarlehrer, Sohn von Bauern und Wirtsleuten, der im solothurnischen Oberdorf mit seiner über hundertjährigen Mutter unter einem Dach lebt, verfasst aber keine Lyrik, sondern erzählt Geschichten. Meist in kurzen Monologen, die Teil eines Gesprächs mit andern oder auch nur eines Selbstgesprächs sein könnten. Da berichtet jeweils eine Person, was sie in ihrem Umkreis oder via Medien vernommen hat, was ihr selbst widerfahren ist und was sie sich dabei denkt – so unverstellt, so direkt und widersprüchlich zugleich, dass man sich als Leser manchmal fast als Belauscher vorkommt.

Hat man einmal begriffen, dass «wäut» bei Burren «Welt» heisst, dass «d öüböge» die Ellbogen sind und das «abee» (wer verwendet noch dieses Wort?) ein WC, dann buchstabiert man diese vertrackten Geschichten mit zunehmendem Genuss und erfreut sich am Reichtum des Dialekts.

Burrens Texte sind alles andere als Botschaften aus einer früheren, etwa gar heilen Welt – sollte es eine solche denn je gegeben haben. Sie berichten vielmehr von den täglichen Verstörungen, mit denen das Leben den Homo sapiens auch in Oberdorf heimsucht. In die Geschichten seines neuen Bandes «No einisch uf d Maledive» arbeitet der Autor

auch aktuelle Ereignisse ein wie etwa die Aufregung über den Sozialbetreuungsfall «Carlos». Und zum Thema Senioren am Steuer sagt bei Burren einer, als ein 88-jähriger Mann seine Frau überfahren hat: «i weiss nid wieso die gäng no meine/si müessi i dr wäutgschicht ume-fahre/wenn si doch nümme guet ghöre und gseh/die söue doch deheime blibe/und SRF-bi de lüt luege».

Das ist schon doppelbödig genug. Doch Burren gibt gleich noch einen drauf, wenn «dr miggü», ein Kollege, dem Erzähler zu verstehen gibt, dass hinter dem Unfall vielleicht auch Absicht gesteckt haben könnte: «i cha mir das ömu vorschtüe». Worauf als Reaktion ein «schäm di» kommt, doch man sich vielsagend darauf einigt, dass es im Leben halt – wie auch immer gear-tete – «blödi momänt» gibt.

Dass Ernst Burren nicht das sprich-wörtliche bluemete trögli bepflanzt, gegen das er mit Ernst Eggimann und Kurt Marti als einer der Ersten anscrieb, zeigt sich etwa im Text «die nüi chü-che». Zur «neuen Kirche» wird da für eine orientierungslos gewordene Katholikin eine Partei, an deren Versammlungen das Lied «gang rüef de bruune» angestimmt wird und deren oberster Chef «d mönsche so töif gschpüri». Doch Burren versteht sich nicht explizit als politischer Autor, sondern als einer, der geradezu zwanghaft aufnimmt, was ihm zu Ohren kommt: mal dieses, mal jenes, ausgelöst durch kleine Begebenheiten oder «blödi momänt», Volkes Stimme in ihrer ganzen Vielfalt und Zweischneidigkeit.



Ernst Burren: «No einisch uf d Maledive», Mundarttexte, Cosmos Verlag, Muri bei Bern, 141 Seiten, ca. 29 Franken.